



JAMES  
WILLIAM  
BROWN

EIN LIED  
VON LIEBE  
UND  
VERRAT

*Roman*

BASTEI ENTERTAINMENT 

gesagt, dass er sie schon ihr ganzes Leben lang kannte. Sie war eine gute Frau, die das verwaiste Kind des örtlichen Köhlers bei sich aufgenommen hatte.

»Es war ihnen egal«, sagte Chrysoula. »Sie haben mir die Schuhe ausgezogen und mir mit einem Stock auf die Fußsohlen geschlagen. Ich habe aus Leibeskräften geschrien und sie verflucht und ihnen gewünscht, dass ihre Penisse verfaulen und abfallen mögen!«

Die Frauen lachten, und eine von ihnen, eine alte Wahrsagerin und die Mutter unserer gegenwärtigen, sagte, sie würde ein paar Kräuter vor der Ikone des heiligen Athanasios verbrennen – der so viel Zeit seines Lebens im Exil gelitten hatte –, um dafür zu sorgen, dass mein Fluch Wirklichkeit wurde.

Irgendwann schien Oberst Esterhaus des Lärms überdrüssig geworden zu sein, den Chrysoula veranstaltet hatte. Er sagte ihr, dies wäre lediglich eine Warnung gewesen und dass man sie im Auge behalten würde.

»Was gibt es da im Auge zu behalten?«, fragte Chrysoula die Frauen am Brunnen. Alle sahen einander an und schwiegen.

Am nächsten Tag zogen die Mutter und ihr Sohn in den Keller von Chrysoulas Haus, der genauso lag wie im Haus meines Vaters, zugänglich durch eine Falltür im Küchenboden. Doch anders als im Haus meines Vaters war Chrysoulas Keller so angelegt, dass er von außen nicht erkennbar war. Das Haus sah aus, als wäre es nicht unterkellert. Chrysoula hatte einen dünnen Flickenteppich über die Falltür gelegt, um den Zugang zu tarnen. Wenn sie in den Keller wollte, zog sie den Teppich zur Seite. Sie hatte eine dünne Schnur am Teppich befestigt, sodass sie ihn wieder an seinen Platz ziehen konnte, wenn sie auf der Leiter stand und die Falltür über sich geschlossen hatte.

Als ich ein Fragezeichen in die Luft malte und nach unten deutete, verriet sie mir lediglich, dass die beiden aus der Stadt kamen. *Flüchtlinge*, sagte sie. Ich wusste nicht, was das bedeutete, also malte ich ein weiteres Fragezeichen in die Luft.

»Flüchtlinge sind Menschen, die ihr Zuhause verlassen mussten und die für eine Weile untertauchen müssen«, erklärte sie rasch, bevor sie sich abwandte, um nicht zu sehen, wie ich erneut ein Fragezeichen malte. »Sei nicht so neugierig«, sagte sie über die Schulter. »Geh nach draußen, mit Takis spielen. Ich möchte, dass du dafür sorgst, dass er den Mund hält, hörst du? Niemand darf etwas davon wissen. Niemand! Diese Leute existieren außerhalb des Hauses nicht. Ich wünschte, Takis wäre genauso verschwiegen wie du!«

Ich fragte mich, was es wohl bedeutete, ein Flüchtling zu sein. Ich wollte lieber nicht daran denken, was passieren würde, falls die Deutschen von ihrer Existenz erfuhren. Warum mussten diese Flüchtlinge überhaupt herkommen? Und warum hatte Chrysoula sie bei sich aufgenommen? Irgendetwas war ungewöhnlich an unseren Besuchern, so viel stand fest. Irgendein Geheimnis, und nachdem ich eine Weile darüber nachgedacht hatte, überlegte ich, dass sie wohl Spione sein mussten. Ich hatte im Kurzwellenradio über Spione gehört und war ganz aufgeregt bei dem Gedanken, dass wir mit zweien davon im gleichen Haus lebten. Und es mussten wichtige Spione sein, oder nicht? Warum sonst wäre Chrysoula ein so großes Risiko eingegangen?

Ich wollte unbedingt mehr erfahren, und so folgte ich ihr auf Schritt und Tritt, malte Fragezeichen auf eine staubige Fensterscheibe, auf ein Stück Seife, auf einen Teller mit gekochtem Gemüse.

»Was möchtest du von mir wissen, Alikí? Hör auf zu fragen.«

Doch nachdem ich ihr lange genug lästig gefallen war, meinte sie: »Manchmal muss man einfach irgendetwas tun, um sich nicht so hilflos zu fühlen. Ich weiß nicht, wie ich es anders erklären soll.«

Als Takis bemerkte, dass jemand im Keller war, ließ er sich nicht mehr davon abhalten, den Läufer beiseitezuschieben und nach unten zu klettern, um unsere Besucher zu sehen. Ich hörte, wie er sie warnte: »Seid vorsichtig wegen dem Geist hier unten. Er heißt Dimos, und er hat hellrote Haare, und er frisst Dreck.«

Ich stieg ihm hinterher. »Sie redet nicht«, erzählte er den Besuchern über mich. »Aber sie ist meine Freundin.«

»Wir haben euch im anderen Haus gesehen«, sagte die Frau. Obwohl sie die Nacht in der Senke verbracht hatten, sahen sie immer noch aus wie die Art von Leuten aus den Zeitschriften, die wir vor dem Krieg hin und wieder zu lesen bekommen hatten. »Ich bin Sophia«, stellte sich die Frau vor. »Und das hier ist Stelios, mein Sohn.« Er sah mich unter dichten Wimpern hervor an, dann blickte er hastig zur Seite. »Stelios ist schüchtern«, fügte Sophia hinzu.

Ein schüchterner Spion? Andererseits wusste ich nichts über das Leben und die Menschen in der Stadt, und ich glaube, niemand aus dem Dorf war je in Athen gewesen, außer meiner Mutter und Takis' Vater, der nicht wieder zurückgekommen war. Die Stadt erschien uns beinahe so weit entfernt und fremd wie das Land der großen Radios, wo jeder hinwollte, weil Chrysoulas Cousin dort reich genug geworden war, um ihr das schicke ZENITH-Radio zu schicken. Auf den Bildern in den Magazinen sahen die Leute immer aus, als wären sie in Eile. Sie überquerten in einer Traube die Straße, während der Verkehr wartete, oder strömten in Scharen in ein Stadion hinein oder daraus hervor. Was wussten diese Menschen über Dörfer wie das unsere, wo Leute Holzkohle machten oder Flachs auf den Feldern ernteten? Wir hatten keine Bank in unserem Dorf, keine Apotheke, keinen Arzt. Es gab nicht einmal eine ordentliche Polizeistation, nur einen Feldgendarmen, der dafür sorgte, dass die Grenzsteine zwischen den Feldern nicht verrückt wurden – es sei denn, er war fürs Wegsehen bezahlt worden. Bis zum nächsten Krankenhaus oder zum nächsten Gericht waren es viele Kilometer ungepflasterter Straßen, im Winter oft von tiefem Schlamm bedeckt und kaum passierbar.

Und doch waren gleich hier in Chrysoulas Haus zwei Leute aus der Welt da draußen. Spione, Flüchtlinge, woher sollten wir das wissen? Und wie hatten sie es geschafft, uns zu finden? Spielten sie Karten wie wir? Das war Takis' größtes Interesse. Stelios spielte. Zuerst schien Takis misstrauisch gegenüber dem schlaksigen jungen Mann mit dem schüchternen Lächeln. Takis überspielte seine Gefühle, indem er versuchte, den anderen herumzukommandieren.

»Los, setz dich dahin«, sagte er zu Stelios und deutete in eine schmutzige Ecke in unserem Keller. »Es sind meine Karten, also mische ich als Erster und teile aus.«

Stelios lächelte schweigend und setzte sich mit gekreuzten Beinen auf den Boden.

Ich überlegte, dass Sophia wunderschön aussah, obwohl sie müde wirkte und sich in dem schmutzigen Keller unwohl fühlte. Sie lächelte gerne und oft und dankte mir immer wieder dafür, dass ich sie und ihren Sohn in meinem Haus wohnen ließ. Ich versuchte ihr

klarzumachen, dass es nicht mein Haus war, sondern das Haus von Chrysoula, doch das schien sie nur zu verwirren. Zum ersten Mal, seit mein Vater gestorben war, verspürte ich das Verlangen zu reden. Ich öffnete und schloss den Mund wie ein Fisch, doch so sehr ich mich auch bemühte, es kam kein Laut hervor. Wann immer sich in meiner Kehle Worte bildeten, überkam mich eine unaussprechliche Traurigkeit, und ich wollte anfangen zu weinen.

Da nun zwei Personen mehr zu ernähren waren, brauchte Chrysoula Hilfe. Sie und ich wanderten durch die Berge hinter dem Dorf und pflückten wildes junges Grünzeug, hauptsächlich Löwenzahn, den wir zu Hause mit Essig kochten und aßen. Andere Frauen waren ebenfalls dort unterwegs, einschließlich meiner kleinen Freundin Zephyra – der gleichen, die heute so krank ist – und ihrer Mutter. Alle suchten den felsigen Untergrund nach irgendetwas Essbarem ab. Ich winkte Zephyra zu, und sie tat, als würde sie mich nicht sehen.

»Ah, so wenig heute ...«, sagte Zephyras Mutter mit einem Blick auf das, was Chrysoula und ich bisher gefunden hatten.

Chrysoula zeigte mir, wie man einen Löffel benutzte, um die Knollen wilder Hyazinthen auszugraben. »Wir können sie einlegen. Zusammen mit wilden Zwiebeln und Knoblauch. Sieh nur, dort drüben gibt es mehr.«

»Wo? Wo?«, riefen die anderen Frauen und sprangen in die Richtung, in die Chrysoula gezeigt hatte. Sie schubsten sich gegenseitig weg und rangelten um die beste Stelle zum Graben.

Chrysoula lachte. »Sieh sie dir an, Aliki«, sagte sie zu mir. »Die alten Katzen jagen alle der gleichen Maus hinterher.«

»Pass du nur auf deine eigenen Mäuse auf!«, zischte Zephyras Mutter zurück. »Nicht, dass wir alle geschnappt werden!«

Chrysoula nahm mich bei der Hand, und wir entfernten uns von den anderen. Zephyras Mutter hatte ohne jeden Zweifel unsere Besucher im Keller gemeint. Irgendwie musste sich ihre Anwesenheit bereits herumgesprochen haben, doch wie viele im Dorf wussten davon? Wenn Zephyras geschwätzige Mutter dahintergekommen war, dann wussten es viele andere ebenfalls. Jemanden bei sich aufzunehmen brachte alle in Gefahr. Ich warf einen raschen Blick zu Chrysoula, um zu sehen, ob sie sich genauso fürchtete wie ich, doch ihr Gesicht verriet keinerlei Regung.

»Ich kenne eine Schlucht, wo wir vielleicht ein paar Schnecken finden können«, sagte sie zu mir und führte den Weg. »Wir können *Salingaria vrasta* machen, mit jeder Menge Thymian. Das schmeckt gut. Ich sammle die Schnecken ein, und du pflückst den Thymian.«

An jenem Abend packte Chrysoula die Schnecken zusammen mit dem Thymian in einen Tonkrug, sodass sie die ganze Nacht davon fressen konnten und nach dem Kochen das Aroma des Krautes hatten. Aus dem Zimmer, wo Takis und ich schliefen, konnte ich sie hören. Sie krochen halb an der Innenwand des Kruges hoch in dem Bemühen zu fliehen, doch dann verloren sie den Halt und fielen wieder herunter. Ihre Gehäuse machten ein leises klickendes Geräusch, wenn sie auf dem Boden des Gefäßes aufprallten. Immer wenn ich im Begriff stand einzuschlafen, ertönte ein weiteres Klicken. Und dann wieder

eins. Sie konnten nicht entkommen, und sie konnten nicht aufhören mit ihren Versuchen. Irgendwann umwölkte sich mein Bewusstsein, unser Atem verlangsamte sich, und Takis und ich fielen gemeinsam in den dunklen Schutz des Schlafes.

Sophia und Stelios hatten noch nie bäuerliches Essen wie gekochte Schnecken oder eingelegte Knollen gegessen. Also zeigte Chrysoula ihnen am nächsten Abend unten im Keller, wie man die Schnecken aus dem Gehäuse holte. »Man hält sie so«, sagte sie und platzierte die Gehäuseöffnung einer Schnecke vor ihrem Mund. »Und dann saugt und saugt man, bis einem die leckere Schnecke in den Mund flutscht.« Sie machte laute schlürfende Geräusche und kaute genussvoll. »Einfach so. Anschließend nimmt man eine der kleinen in Essig gekochten Knollen. Sie sind wirklich lecker.«

Sophia blickte zweifelnd drein, doch Stelios langte in den Topf und folgte Chrysoulas Anweisungen. »Sie sind wirklich gut«, sagte er. »Danke für deine Hilfsbereitschaft.«

Er war stets freundlich und redete auf eine förmliche Art und Weise, an die wir nicht gewöhnt waren. Oder vielleicht war er auch langsam müde zu reden. Am Tag vorher hatte er mich gefragt, ob ich gerne las. »Bücher, meine ich. Ach je, ich schätze, ihr habt keine Bücherei hier im Dorf, oder? Oder doch? Liest du?«

Nein, ich las nicht. Ich konnte ein wenig lesen und schreiben, doch als die Deutschen das Dorf besetzt hatten, war die Schule geschlossen worden, und Petros hatte sämtliche Bücher weggesperrt. Abgesehen davon, wen interessierten schon die alten Schulbücher? Es gab sonst keine Bücher im Dorf, von denen ich gewusst hätte. Die meisten Dorfbewohner konnten nicht lesen.

Sophia hatte Probleme mit den Schnecken und den Knollen. Auch wenn sie freundlich dreinblickte, während sie das Gehäuse an die Lippen hielt, nahm ich doch an, dass sie niemals erwartet hätte, eines Tages eine Schnecke aus ihrem Gehäuse zu saugen.

Takis war keine große Hilfe. »Nein, nein!«, sagte er. »Du musst fest saugen, richtig fest. So ...«, er schlürfte lautstark an seiner Schnecke. Sophia schlug sich die Hand vor den Mund und eilte nach oben.

»Hör auf damit, Takis!«, befahl Chrysoula.

»Was hab ich denn getan?«

Stelios erklärte, dass seine Mutter Magenprobleme hatte. »Es ist schlimmer geworden, seit mein Vater und mein Onkel ...«

Chrysoula schüttelte den Kopf in seine Richtung, er solle aufhören, doch er schien es im schwachen Licht nicht zu bemerken.

»... abgeholt wurden.«

»Wer hat sie abgeholt?«, fragte Takis.

»Lass ihn in Ruhe seine Mahlzeit essen«, sagte Chrysoula. »Und kümmere du dich um deinen eigenen Teller.«

Für eine Minute schwiegen wir alle. »Aber wohin wurden sie abgeholt?«, platzte Takis schließlich hervor.

Zuerst redete Stelios nur stockend, doch je länger er erzählte, desto mehr schien seine Schüchternheit von ihm abzufallen. Chrysoula wirkte nervös, doch sie gebot ihm nicht noch einmal Einhalt. Was Stelios damals erzählte, machte in meinen Ohren nicht viel Sinn – dass es eine Menge Diskussionen in der Familie gegeben hatte, ob sein Vater und

sein Onkel zur Zentralsynagoge in Athen gehen sollten, um sich registrieren zu lassen, weil der von den Deutschen eingesetzte Bürgermeister dies verlangt hatte. Ich wusste damals nicht, was eine Synagoge ist. Und weswegen überhaupt registrieren?

»Die meisten hatten Angst. Aber mein Vater und mein Onkel dachten daran, was passieren würde, wenn sie es nicht taten. Was konnte passieren?« Nachdem sie sich hatten registrieren lassen, waren sie zusammen mit anderen Männern auf Lastwagen verladen und weggefahren worden. Als die Nachricht Stelios und seine Mutter erreichte, hatten sie hastig einige Siebensachen und ein paar englische Goldsovereigns in zwei Koffer geworfen und waren aus der Stadt geflohen.

»Mein Vater dachte von Anfang an, dass wir alle irgendwann wegmüssten, wisst ihr?«, sagte Stelios. »Also hatte er einen Plan. Einen Kontakt zu einer Gruppe von Partisanen in den Bergen.« Stelios und seine Mutter waren auf den Berg Hymettos gegangen, um die Kontaktperson zu treffen. Er hatte ihnen für ein paar Tage Unterschlupf gewährt und ihnen im Gegenzug fast alle Sovereigns abgenommen.

»Wir zogen von Dorf zu Dorf. Wir sind so oft umquartiert worden ... in Ställe und Klassenzimmer und Höhlen ... Jedes Mal mussten wir bezahlen. Es waren verschiedene Gruppen, aber sie alle verlangten Geld und nannten es einen Beitrag zur Unterstützung ihrer Arbeit.« Die Stimme drohte ihm zu versagen. »Es war sehr hart für Mutter.« Doch die Partisanen schienen untereinander in Verbindung zu stehen, und irgendwann waren sie zu dem leer stehenden Haus des Köhlers in diesem Dorf gebracht worden. »Den Rest unserer Geschichte kennt ihr.«

Eigentlich kannte ich so gut wie gar nichts von ihrer Geschichte. Ich hatte wenig Religionsunterricht gehabt, seit die Schule geschlossen worden war, und ich konnte mich beim besten Willen nicht erinnern, was das Wort Jude bedeutete – ein Wort, das an diesem Abend noch gar nicht gefallen war. Und in Orten wie unserem Dorf verstanden selbst die Erwachsenen nicht viel von dem, was sich in der Welt da draußen zutrug. Mit der Zeit würde es sich herumsprechen, dass die griechischen Juden zusammengetrieben worden waren, insbesondere in der Stadt Thessaloniki nördlich von hier, jedoch auch in Athen, dass man sie ihrer Besitztümer beraubt und nach Norden in Konzentrationslager geschickt hatte. Einige, wie Stelios und seine Mutter, waren auf das Land geflohen, wo Dorfbewohner sie aufgenommen hatten.

Was mich anging, so waren Stelios und Sophia einfach Griechen, wie der Rest von uns. Oder waren sie ebenfalls Spione, wie der Vater und der Onkel? War das der wahre Grund, warum sie weggebracht worden waren? Ich überlegte, wie ich all dies ohne Worte fragen konnte, während ich auf den Teller mit den leeren Gehäusen starrte und wieder an die Schnecken denken musste, die in der Nacht an der Seite des Kruges nach oben geklettert waren, um auf halber Höhe abzufallen, klick, klick, klick.

»Ich verstehe überhaupt nichts«, sagte Takis.

»Das musst du auch nicht verstehen«, erwiderte Chrysoula. »Vergiss einfach, was du gehört hast, und mach dich fertig fürs Bett.« Als Takis gegangen war, fragte sie Stelios: »Dein Vater und dein Onkel? Und ihr habt nichts mehr von ihnen gehört?«

»Nein, nichts. Meine Mutter spricht ein altes hebräisches Gebet für ihre sichere Rückkehr. Ich denke, es hilft ihr ein wenig.«